

4. Zwischen selbstsorgender Fürsorge und Selbstunternehmer_innentum

In diesem Kapitel wende ich mich den Für_Sorge-Praktiken von trans/nicht-binären/gender-nicht-konformen/queeren Personen zu, die Sorgearbeit im urbanen Raum anbieten: als Barber_in, Stimm- oder Körperarbeiter_innen oder Berater_innen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt: Wie sind Gender und Care miteinander verwoben? Auf welche Weisen sind Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge verbunden? Welche Rolle spielt Prekarität?

Ich werde argumentieren, dass meine Forschungspartner_innen ihre eigenen Überlebensstrategien ökonomisieren und dass ihre Professionalisierung wiederum dem eigenen Empowerment dient. Zudem zeige ich, dass die Rollen Expert_in versus Betroffene_r und die Trennung unbezahlte versus bezahlte Sorgearbeit durchkreuzt werden, und schließlich, dass Selbstbestimmung und Fürsorge eng miteinander verwoben sind. Außerdem richte ich den Blick auf Normativitäten, die sich herausbilden: insbesondere die Anforderung, Sorgearbeit ehrenamtlich anzubieten und die Unterscheidung zwischen trans Profis und trans Selbsthilfe.

Die Beziehung von Care, Geschlecht und Ökonomie wird von queer/trans/feministischen Theoretiker_innen breit diskutiert. Die Frage, wie Sorge gemeinschaftlich organisiert wird oder werden kann, ist seit den Anfängen der feministischen Bewegungen eines ihrer zentralen Themen (u.a. Tronto 1993; Ungerson 2006; Sainsbury 2013; Himmelweit/Plomien 2014).¹ Dabei ging es zum einen darum, Sorgearbeit als Arbeit sichtbar zu machen, zum anderen galt es, geschlechtlichen Anforderungen zu widersprechen und die gesellschaftlich ungleiche Verteilung von Sorgearbeit in den Blick zu nehmen

1 Feministische Theoretiker_innen zeigen, dass die Konstruktion von Weiblichkeit und Vorstellungen von Fürsorge eng miteinander verwoben sind und zu Ungleichheit führen (Hausen 1976).

(Speck 2019: 35). Die Kampagne »Lohn für Hausarbeit« wies in den 1970er-Jahren auf die Funktion von Sorgearbeit im Kapitalismus hin und darauf, dass es diese oft unsichtbare, aber gesellschaftlich essenzielle Arbeit anzuerkennen gelte (u.a. Dalla Costa/James 1973; Bock and Duden 1977; Federici 1975).²

Trans und gender-nicht-konforme Perspektiven werden nicht nur aus Sorge-Räumen, sondern auch aus Care-Theorien ausgeschlossen; trans/queertheoretische Interventionen in diesem Themenfeld wurden bisher nur am Rande formuliert. Eine Ausnahme bildet die Arbeit des Anthropologen Martin Manalansan, der die Heteronormativität von Care-Theorien kritisiert, speziell im Kontext der Care-Chain-Debatte (Ehrenreich/Hochschild 2003; kritisch Manalansan IV 2008).³ Der Großteil feministischer Care-Theorien, so Manalansan, reproduziere die Vorstellung binär gegenderter Personen und setze Heterosexualität als Norm (Manalansan IV 2008). Ausgehend von der Analyse des Dokumentarfilms »Paper Dolls« (Heymann 2006) schlägt er ein alternatives Verständnis von Sorgearbeit, Gender und Migration vor. Der Film zeigt das Leben schwuler philippinischer cis Männer und trans Frauen, die in Israel als Pfleger_innen für ultraorthodoxe jüdische Männer angestellt und Teil der Performancegruppe *Paper Dolls* sind; die Protagonist_innen verstehen Care als Lohnarbeit, die sie aus finanziellen Gründen leisten. Manalansan argumentiert nun, dass die *Paper Dolls* »warme« Sorgearbeit nicht für ihre Arbeitgeber_innen performten, sondern für sich selbst, in den Drag Shows, und folgert: Care-Theorien müssten gequeert werden (Manalansan IV 2014). Manalansan plädiert dafür, Sorge-Praktiken und Beziehungen als »messy«, ungeordnet, ambivalent und widersprüchlich zu verstehen (Manalansan IV 2018).

Ein zweiter Bezugspunkt bildet die Arbeit der Soziologin und Ethnologin Kath Weston, die zu Care in queeren Räumen forschte und dabei auch

2 Postkoloniale Theoretiker_innen machen unter dem Stichwort Global Care Chain darauf aufmerksam, dass Sorgearbeit entlang rassistischer Strukturen verteilt ist (Gutiérrez-Rodríguez 2010).

3 In der Care-Chain-Theorie geht es darum, die globale Verteilung von Sorgearbeit entlang von Klasse, Race und Geschlecht aufzuzeigen. Im Mittelpunkt steht die These, dass von Rassismus betroffene Frauen Sorgearbeit für weiße Frauen aus der Mittelklasse übernehmen und dadurch neue Sorgelücken hinterlassen. Martin Manalansan und Aren Z. Aizura kritisieren die heteronormativen Annahmen dieser Debatte und die Ausblendung von trans und cis-männlicher migrantischer Sorgearbeit (Manalansan IV 2008; Aizura 2014).

die Bedeutung von Klasse ins Zentrum stellte. In ihrer ethnographischen Studie »Families We Choose. Lesbians, Gays, Kinship« zeichnet sie auf, wie lesbische und schwule Personen in den 1980er-Jahren in den USA eigene Wahlfamilien gründeten (Weston 1997). Mit ihrem Konzept »families of choice« dekonstruiert sie Sexualität, Familie und Care (Weston 1997, 1998).⁴ Erwähnt sei außerdem die Ethnographie der feministischen Anthropologin Esther Newton (2015) über den US-amerikanischen Urlaubsort Fire Island, der zum Ort einer lesbisch/schwulen Sorgegemeinschaft geworden sei.⁵ Alles in allem stehen bei diesen kulturalanthropologischen Auseinandersetzungen mit Fürsorge schwule und lesbische cis Personen im US-amerikanischen Raum im Fokus. Trans Perspektiven auf Community-Care, zumal jenseits des US-amerikanischen Raums, stellen in der Kulturalanthropologie eine Forschungslücke dar.

Zu Beginn dieses Kapitels beschäftige ich mich mit den Care Perspektiven von Hank, die einen queeren Barbershop aufgebaut hat, in dem sie Geschlechterwissen weitergibt. Ihre Sorge-Praktiken bewegen sich zwischen emotionaler Arbeit, Haarschneiden, Begleitung bei der Frage »Wie willst du durch die Welt gehen?« und dem Aufbau queerer sorgender Gemeinschaften (4.1). Im Dialog mit der angehenden Logopädin Mathilda, die in einer Stimmgruppe transitionsbezogenes Wissen gegen Spende an andere trans Frauen weitergibt, diskutiere ich die Bedeutung von Praktiken queeren/trans Selbstunternehmer_innentums und die Verwobenheit von Queer-Care und Ökonomie (4.2). In 4.3 zeige ich anhand der Erzählungen des Körperarbeiters und Geschlechterforschers Leo normative Konzepte von Fürsorge in queeren/trans Communitys auf; Leo berichtet von den Potenzialen experimenteller Körperarbeit und davon, wie er sich selbst von Care-Anforderungen emanzipierte. In 4.4 begleite ich Rahel, die als trans Beraterin lohnarbeitet und ehrenamtlich eine Selbsthilfegruppe mit aufgebaut hat; sie bricht in ihrer Praxis mit der Trennung zwischen Sorgenden und Umsorgten und stellt die Aufteilung Betroffene versus Expertin infrage. Rahel formuliert, dass »gute Trans-Care« bedeute, die Vielfalt innerhalb der trans Community anzuerkennen, Selbstbestimmung zu fördern und kollektive Praktiken, um mit verinnerlichter Diskriminierung umzugehen, zu entwickeln. Abschließend diskutiere ich,

4 Zur Auseinandersetzung mit Politiken von Verwandtschaft und Fürsorge siehe Michi Knecht (2003).

5 Weitere kulturalanthropologische Perspektiven auf queere Care und Familien liefern Borneman (1997) und Lewin (1993).

wie die Binaritäten Sorgende versus Umsorgte, Selbstsorge versus Fürsorge, Lohnarbeit versus Aktivismus mit Praktiken des queeren/trans Selbstunternehmer_innentums zusammenhängen und zugleich durch Sorgearbeiter_innen in Bewegung gebracht werden (4.5).

4.1 »Wie willst du durch die Welt gehen?« Butch-Care zwischen Selbstheilung und Selbstunternehmer_innentum

Hank erinnert sich genau an den Moment, als sie sich, als Jugendliche, die Haare zum ersten Mal kurz schneiden ließ. Nach wochenlanger Suche in der konservativen Kleinstadt, in der sie aufwuchs, stieß sie auf einen schwulen Friseur. »Ich will einen Herrenhaarschnitt«, bat sie ihn schüchtern. Er wurde ihr Komplize. Diese Unterstützung war eine lebensverändernde Erfahrung für sie: Voller Energie, so erinnert sie sich, ging sie danach durch die grauen und geordneten Straßen der als eng erlebten Welt.

Es ist ein warmer Tag im August, als mich Hank Jahrzehnte später bei *Butch Cut* in Berlin-Kreuzberg begrüßt. Sie ist Mitte vierzig, trägt ein kariertes Hemd, ist groß und hat die Haare kurz rasiert. Die Haare ihrer Kund_innen schneidet sie in einem kleinen Raum, der zugleich ein Kunstatelier ist. Links stehen zwei viel genutzte beige Sofas, auf der rechten Seite steht der Friseur_innenstuhl, dahinter ein Tisch mit einer Karaffe Wasser, einer Schüssel mit Walnüssen und Schokopralinen. Im Raum verteilt hängen Merchandise, Muskelshirts mit *Butch-Cut*-Aufdruck, Beutel und Patches. Im Hintergrund läuft leise Technomusik. »Such dir erst mal einen Tee aus«, sagt Hank. Sie stellt den Wasserkocher an, ich mache es mir auf dem Friseurstuhl bequem. Kurz darauf legt Hank mir einen schwarzen Umhang um und fragt mich: »Was willst du heute? Wie möchtest du aussehen?«

Hank hatte ihr lesbisches Coming-out in den 1980er-Jahren. Butch, das ist für sie ein drittes Geschlecht, eine Weiblichkeit, die gesellschaftlich nicht anerkannt wird. Seit sie sich als Butch durch die Welt bewegt, ist sie Beobachterin von Geschlechterperformances. Hank erzählt: »Es funktioniert übers Gucken und Lernen, wenn man keine Leute hat, mit denen man über so was sprechen kann. Butches gab es Mitte der 80er in Deutschland nicht. Ich beobachte auf der Straße, wie Männlichkeit funktioniert oder wie Leute rumlaufen. [...] Es ist eine erhöhte Wahrnehmung, Eigenrecherche, weil ich selbst eine Weile versucht habe, als Typ zu *passen* – wobei ich mich nicht als trans

verstehe, es ist ein Sicherheitsding. Wenn mich Leute als Frau lesen, die aussieht wie ein Mann, werde ich schneller angegriffen, als wenn mich Leute als Mann lesen und sich nichts dabei denken. In dem Zusammenhang spielen Körpergröße, Körperhaltung, Ausstrahlung, Stimme, Mimik, Blicke, wie ich gucke, wie ich nicht gucke, 'ne ganz wichtige Rolle bei diesem Passing – aber eben auch die Frisur! Die Frisur ist der Teil, den man am einfachsten ändern kann, um eine Wirkung zu erzielen, zusammen mit Kleidung. Wie man läuft, spricht, sich bewegt, gestikuliert oder Mimik macht, ist komplizierter umzulernen. Das Wissen gebe ich an Leute weiter, die sich von mir die Haare schneiden lassen. Wenn ich dreißig Jahre über was nachgedacht habe, kenn ich mich natürlich ein bisschen aus.«

Hank fragt mich, ob sie meine Koteletten spitz oder eckig schneiden oder sie komplett abrasieren soll. Ich bin überrascht, so viele Optionen hatte ich noch nie. Sie erklärt mir die zweigeschlechtliche Norm von Koteletten. In den meisten Friseur_innensalons würden die Koteletten von Menschen, die als Frauen gelesen werden, wegrasiert oder spitz geschnitten; die eckige und kantige Form werde mit Männlichkeit assoziiert, sie könne ein Passing unterstützen. »Zu mir kommen viele trans Männer, deshalb frag ich«, ergänzt Hank. Nach dem Einstiegsgespräch setzt Hank den Rasierer an meinem Hinterkopf an, 0,5 Millimeter, und ein Surren erfüllt den Raum.

Hank hat Kunst studiert, als Kuratorin und Boxtrainerin gearbeitet. Zum Haareschneiden ist sie durch Zufall gekommen. Hank erzählt mir, dass es dazu zwei Geschichten gibt: »Die eine Version ist: Ich hatte kein Geld. Freund_innen fragten mich, ob ich ihnen die Haare schneiden kann. Ich habe gesagt, ja, und das mach ich umsonst, aber wenn jemand sagt, ›coole Frisur‹, dann sollen sie meine Telefonnummer weitergeben, dann schneide ich Leuten gegen Spende die Haare. – Vor dem Hintergrund, dass ich kein Geld hatte. Man könnte das auch offizieller formulieren und sagen: Ich habe in meinem Freund_innenkreis festgestellt, dass es den Bedarf gibt, dass eine queere Person anderen queeren Personen die Haare schneidet, da es viele Leute gibt, die ein Problem damit haben, zu regulären Friseuren zu gehen.«

Butch Cut war als temporäres Projekt geplant. Hank fing mit vier Haarschnitten pro Woche an. – Plötzlich standen die Menschen Schlange, heute ist sie jeden Tag hier. Hank skizziert ihren Arbeitsalltag: »Ich mache das fünf Tage die Woche, sechs bis acht Stunden am Tag. Ein Haarschnitt dauert zwischen ein und zwei Stunden, weil ich mir Zeit nehme für die Leute: um die Erfahrung zu bieten, die die meisten, die zu mir kommen, bei einem regulären Friseur nicht haben, nämlich sich zu entspannen und zu genießen; damit

man Zeit hat, sich zu überlegen, wie man aussehen möchte, denn für viele Leute, die zu mir kommen, ist das ein schwieriges Thema. Statt vorgefertigte stereotype Genderbilder zu übernehmen, werden hier neue konstruiert. [...] Deswegen will ich Leute nicht hetzen; ich will den Raum geben, zu überlegen, den Raum, Unsicherheit zum Ausdruck zu bringen, sodass wir zusammen überlegen, was sie für eine Frisur haben wollen, sodass diese Unsicherheit umgewandelt wird in ein Erlebnis des Wissens, was ich möchte und wie ich mich gut fühle damit, wie ich aussehe. Das ist für Leute, die sich nicht in ein binäres Gendersystem einordnen können oder wollen, oft wirklich eine lebensverändernde Erfahrung.«

Als Hank das Butch-Cut-Projekt aufnahm, befand sie sich in einer Krise. Sie erzählt: »Am Anfang habe ich einfach gedacht: Ich habe kein Geld; wenn ich jemandem die Haare schneide – vielleicht spenden die mir zehn Euro, dann kann ich mir was zu essen kaufen. Mir ging es zu der Zeit selbst schlecht. Es ging um den Übergang von einem Lebensabschnitt in einen anderen, das kann einfach schwierig sein. [...] Ich wusste am Anfang nicht, was ich da mache. Ich habe gemerkt, dass es eine Arbeit ist, die ich gerade machen kann – und vor allem ist es eine Arbeit, für die die Leute mir gerne Geld geben wollen. [...] Es war für mich nie einfach, einen Job zu finden. – Dann in der Situation zu sein, dass Leute meine Dienste unbedingt haben wollen, ist natürlich interessant. Insofern ist es im Zusammenspiel entstanden: Ich habe gemerkt, das kann ich gerade machen, viele andere Sachen kann ich nicht machen, weil es mir mental nicht gut geht; weil es mir aber mental nicht gut geht, bin ich sensibel dafür, wie es anderen Leuten geht. Ich habe oft intime Gespräche geführt, worauf sich die meisten Leute gerne eingelassen haben. Viele waren aber erst mal verwundert, weil man normalerweise beim Friseur nicht über so intime Sachen redet: über Mental Health, Beziehungsprobleme und solche Geschichten. Das war interessant, weil das nämlich mir in meinem Healing-Prozess, also bei der Stabilisierung meiner Situation, geholfen hat, aber auch den Leuten, denen ich die Haare geschnitten habe. Die sind wiedergekommen oder haben mir ihre Freund_innen geschickt. Fanden es wohl gut und nicht grenzüberschreitend, sondern angemessen. Es gab einen Bedarf, und durch das Tun und durch diese Wechselwirkung habe ich im Laufe der Wochen und Monate immer mehr geschnallt, dass es viel sowohl mit Selbstheilung als auch mit einem Fürsorgemodell für andere Leute zu tun hat.«

Für Hank ist *Butch Cut* deshalb kein Friseursalon, sondern ein Raum für Selbstheilung und Fürsorge. Sie beschreibt ihr Projekt im Interview und auf

der eigenen Facebook-Seite als »queer/trans/non-binary safer space community building art project«. Sie will eine Gemeinschaft von Menschen, für die gender-nicht-konforme Frisuren überlebensnotwendig sind, aufbauen. Oft mache sie Selbstbewusstseins-Coaching: Es gehe darum, »sich mal betödeln zu lassen« und »einfach nur zu sitzen, sexy auszusehen«. Alle zwei Monate organisiert Hank Social Events: Veranstaltungen, um sich die Haare schneiden zu lassen, andere kennenzulernen und zu flirten. Hank versteht ihre Arbeit als Healing und als Community-Building. Vor zehn Jahren, so erinnert sie sich, hielt sie dergleichen für Nonsense, inzwischen findet sie es, bedingt durch eigene Krisen, sehr relevant. Für die Zukunft ist Hank wichtig, dass sich *Butch Cut* durch Spenden trägt und dass sie sich nicht selbst ausbeuten muss.

Care nimmt sie bei *Butch Cut* heute weniger wechselseitig wahr als am Anfang – »also, dass es für mich selbst eine heilende Wirkung hatte und für die anderen auch. Mittlerweile geht es mir besser und ich muss das neu verorten und gucken, wie ich damit umgehe. Ich muss gucken, wie ich es hinkriege, dass ich Leuten so viel von meiner Energie geben kann, und wie ich mich selbst regeneriere.« Hank erklärt, dass sie in einer ähnlichen Situation sei wie andere in pflegenden Berufen, zum Beispiel ein Physiotherapeut oder eine Psychologin. Es gehe um die Frage: »Wie kann ich mich regenerieren, oder wie kann ich mich davon abgrenzen?«

Nachdem mir Hank die Haare sehr kurz geschnitten und alle Haarreste weggefeigt hat, macht sie drei Fotos von mir – von vorne und von beiden Seiten – und lädt sie auf Facebook hoch. »This cutie stopped by today«, schreibt sie darunter, ich bekomme einige Likes. Beim Hinausgehen fällt mir ein Plakat auf: »What happens in the barber shop stays in the barber shop!« Plötzlich steht ein trans Aktivist vor der Tür, ich kenne ihn, wir begrüßen uns kurz. »Gonna cut your hair, baby«, begrüßt ihn Hank, als ich gerade rausgehe.⁶

Ich besuchte Hank mehrmals, für ein Interview und für weiterführende Gespräche. Anders als das erwähnte Plakat behauptet, bleibt das, was im queeren Barbershop passiert, nicht dort. Es wird in die Öffentlichkeit getragen, sei es über die Fotos, die Hank – mit meiner Erlaubnis – in sozialen Netzwerken postet, sei es durch diese Studie. Sowohl die Betonung von Intimität und Vertrautheit als auch die Verbundenheit mit einer größeren (auch virtuellen) Community sind zentral für die Sorgearbeit, die Hank leistet.

6 Mit Hank traf ich mich mehrmals informell und nahm ein Interview im November 2016 auf. Diese Vignette stellt eine Verdichtung mehrerer Gespräche und des Interviews dar.

Hank gibt Geschlechterwissen, das sie sich über Jahre als Butch angeeignet hat, weiter und eröffnet einen Raum für geschlechtliche Selbstbestimmung. Hanks Sorgearbeit umfasst neben der konkreten Tätigkeit des Haarschneidens emotionale Arbeit; so führt sie Gespräche über geschlechtliche Identitäten und Utopien.⁷ Die Arbeit, die Hank leistet, bezeichne ich angelehnt an Jane Ward als Geschlechterarbeit.⁸ Wards Studie stellt die Sorgearbeit von cis Femmes in trans Räumen als besonders bedeutend heraus. Auf Basis des Interviews mit Hank argumentiere ich, dass auch Butch-Care ein bedeutender Bestandteil von Geschlechterarbeit ist. In Hanks Barber-shop findet eine kollektive Auseinandersetzung mit Zweigeschlechtlichkeit statt, zusammen mit ihren Kund_innen entwirft Hank alternative Möglichkeiten. Hank macht darauf aufmerksam, dass die Beschäftigung mit den eigenen Haaren und mit eingeübten Körperbewegungen sowie diesbezügliche Veränderungen eine Überlebenspraxis sein können, um zweigeschlechtlicher Gewalt zu entgehen und sich mit der eigenen geschlechtlichen Verortung auseinanderzusetzen.⁹ Kulturanthropolog_innen wiesen bereits auf die Verknüpfung von Haaren und Identität hin, um Überlebenspraxen ging es dabei weniger (De Witte 2017: 128).¹⁰ Bei *Butch Cut* sind Auseinandersetzungen mit der eigenen Identität und Überlebensstrategien untrennbar.

Wie hängen in den Erzählungen und Praktiken von Hank Selbstsorge und Fürsorge zusammen? Einsamkeit als Butch in einem konservativen Dorf war für Hank ein Auslöser dafür, sich mit Geschlechternormen zu beschäftigen. Sie beschreibt ihr bisheriges Leben als Weg, der sie von der Isolation hin zu ihrer Rolle als Sorgegebende für trans/queere Menschen führte. Auf Einsamkeitsempfinden als Folge einer geschlechtlichen Verortung, die von der hegemonialen Norm abweicht, weist auch Kim Scheunemann in einer Studie zu Geschlechterwissen hin; für die interviewten trans und gender-nichtkonformen Personen hält Scheunemann fest: »Auch hier ist Einsamkeit am-

7 Eine Ausgabe des Journals »Open Anthropology« mit dem Titel »Hair Everywhere: Anthropological Notes on the Long and Short of It« widmet sich der anthropologischen Debatte zur kulturellen Bedeutung von Haaren (Han/Antrosio 2018).

8 Dieses Konzept habe ich bereits im Kapitel 2, »Sorgende Ethnographie und Geschlechtliche Zusammenarbeit«, eingeführt.

9 Zur Bedeutung von Haaren als eine Form der Disziplinierung entlang rassistischer und sexistischer Normen (Toerien/Wilkinson 2003).

10 Frisuren spielen auch in queeren Räumen eine bedeutende Rolle für die Verkörperung von Identitäten und für das Widersetzen gesellschaftlicher Normen (u.a. Cole 2008; Tate 2012).

bivalent im Sinne des Risikos, alleine zu sein, zugleich jedoch auch mit der Chance verknüpft, ein anderes Sein zu leben sowie ein neues Wissen mitzugenerieren und damit auch Expert_in zu werden« (Scheunemann 2018: 160). Diese Ambivalenz lässt sich auch in Hanks Erzählungen ausmachen: Praktiken der Selbstsorge – nämlich Butch-Verkörperungen zu leben – waren für Hank ein Ausgangspunkt, um Fähigkeiten zu erwerben, die sie heute als Expertin weitergeben kann.¹¹

Das Interview und die Gespräche mit Hank verdeutlichten für mich, wie eng Gender, Ökonomie, Prekarität und Sorgearbeit bei *Butch Cut* verbunden sind. Um diesen Zusammenhang genauer in den Blick nehmen zu können, wendete ich mich den Arbeiten von Kath Weston zu. »Was ist die Sexualität der Ökonomie?«, fragt sie in ihrem Essay »Production as Means – Production as Metaphor?« (Weston 1998). Sie zeichnet die Kämpfe lesbischer Frauen nach, die auf der Suche nach Lohnarbeit die Genderlinie überschritten und sich der geschlechtlichen Arbeitsteilung widersetzen. Lohnarbeitsräume seien ebenso wie der Haushalt und die Familie Räume, in denen Gender produziert und reproduziert werde (Weston 1998: 112). Mit ihrem Barberhop überschreitet auch Hank die gegenderte Linie der Lohnarbeit: Barbershops sind Räume, die üblicherweise cis Männern vorbehalten sind. Hank durchkreuzt außerdem die Cis-trans-Binarität und verwebt lesbische und trans männliche Räume: Unter dem Namen *Butch Cut*, der ihren Barbershop an lesbische Communities anbindet, schafft sie einen Raum, in den sie trans Männer einlädt und beim Passing unterstützt; sie gibt Wissen weiter, das in trans Kontexten relevant ist.

Neben Genderlinien durchkreuzt Hank auch Klassenlinien, Barbershops sind nämlich mit Arbeiter-Männlichkeiten assoziiert. Hank selbst hat eine ambivalente Klassenposition. Sie studierte an einer Kunstakademie, ist jedoch seit Längerem von Prekarität und Einkommensarmut betroffen. Sie hat viel kulturelles Kapital, *Butch Cut* beschreibt sie als Kunstprojekt. Auf diese Weise versucht sie, es für die Kunstförderung anschlussfähig zu machen, und spricht eine akademische queere Szene an.¹²

11 Auch andere sozialwissenschaftliche Studien betonen, dass Friseursalons Räume sind, in denen intime Beziehungen entwickelt werden und in denen gemeinschaftliche Care organisiert wird (Majors 2001; Liebelt 2016).

12 Dies zeigt sich auch darin, dass auf der Homepage die Angebote ausschließlich auf Englisch formuliert werden.

Kath Weston forschte ethnographisch an queeren Arbeitsplätzen; in ihrem Essay »Sexuality, Class and Conflict in a Lesbian Workplace« thematisiert sie einen Streik in einer lesbischen Autowerkstatt in den USA und widmet sich Klassenfragen, die dort von Bedeutung sind. Klasse definiere ich angelehnt an Weston über den Klassenhintergrund hinausgehend als kontinuierliche Produktion sozialer Beziehungen, die durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung strukturiert sind (Weston 1998: 115). Was kennzeichnet einen lesbischen/queeren Arbeitsort? Weston macht als Besonderheit lesbischer Arbeit aus, dass sie die Dichotomie zwischen privat und öffentlich überwinde. Lesbische Identität werde oft als etwas Privates verortet und müsse in heteronormativen Einrichtungen häufig versteckt werden (ebd.: 118). Lesbische Arbeit verbinde hingegen beide Bereiche und erlaube, out zu sein und die eigene Partnerin und Kinder an den Arbeitsort mitzubringen. Die Autowerkstatt *Amazon*, in der Weston forschte, wurde zu einem anerkennenden Ort, in dem lesbische Identitäten keine Ausnahme, sondern die Regel waren (ebd.: 119). Es entwickelten sich Freund_innenschaften, die Privatleben und Lohnarbeit verwoben.¹³ Dies beschreibt Weston als typisch für alternative und kleine Unternehmen und queere Selbstunternehmer_innen oder Entrepreneurs. Sie setzten sich für die Integration persönlicher und beruflicher Beziehungen ein und versprächen eine Transformation der entfremdeten Arbeit (ebd.: 120).

Ähnlich verschwimmen in Hanks Erzählungen zu ihrer Care-Tätigkeit die Grenzen zwischen Fürsorge als Lohnarbeit, Fürsorge als Ehrenamt und Fürsorge als Freund_innenschaftspraktik. Sie versucht, das erworbene gender-nicht-konforme und queere Wissen in einer informellen Form weiterzugeben, sie tut dies gegen Spende und verfolgt den Wunsch, sich durch ihre Selbstständigkeit langfristig finanzieren zu können. Zum Zeitpunkt des Interviews bezieht sie ALG II und kann von den Spenden nicht leben. Die Professionalisierung ihrer Sorgearbeit ist also eine prekäre; zugleich widerspricht ein Mehr an Professionalisierung dem, was Hank unter guter Care versteht. So erläutert sie, dass sie sich mehr Zeit für die einzelnen Personen nehme als in herkömmlichen Friseursalons üblich; Hank möchte »gute Care« anbieten und verweigert sich einer ökonomischen Zeit-Kosten-Nutzen-Rechnung. Inwiefern sie so das eigene ökonomische Überleben langfristig absichern kann,

13 Mehrere Studien diskutieren die Aushandlungen zwischen Friseur_innen und Kund_innen in Bezug auf klassifizierte und gegenderte Positionalitäten, aber auch wie Sorgearbeit ausgehandelt wird (u.a. Lindsay 2004; Cohen 2010).

bleibt ungewiss. Deswegen überlegt sie, die Ausbildung als *barber* nachzuholen.

Die Handlungslogiken und Praktiken, die Hank verfolgt und umsetzt, lassen sich als queeres Selbstunternehmer_innentum verstehen. Hank legt dar, dass sie ihre Sorgearbeit zunächst als heilend empfand. Für die Anfangszeit von *Butch Cut* beschreibt sie das Verhältnis von Energie (der eigenen) und Care (für andere) als ausgeglichen und die Grenze zwischen Sorgenden und Umsorgten als fließend. Dies habe sich verändert, nun überwiege die Erschöpfung. Energie interpretiere ich als eine bei *Butch Cut* bedeutende Ressource, insofern dort ausgewogene Beziehungen des Energiegebens und -nehmens entstehen. Dies lässt sich als queerer Tauschhandel bezeichnen. Hank übt sich in einem selbstverantwortlichen Umgang mit den eigenen emotionalen Ressourcen. Zu Beginn reichte die gegenseitige Aufmerksamkeit als Tauschmittel aus; seitdem es Hank besser geht, geraten die transformativen Effekte ihrer Arbeit in den Hintergrund, nun ist Geld notwendig. Isolation/Austausch, Erschöpfung/Energie und Geld sind in Hanks Erzählungen aufs Engste miteinander verflochten. Bei ungleichem Care-Bedarf kommt zum Ausgleich Geld ins Spiel, um die Reziprozität aufrechtzuerhalten.

Hank erläutert, dass sie ihre Arbeit nur deshalb leisten könne, weil der Bedarf der Community gegeben sei. Sie verortet ihre Sorgearbeit klar bei den bezahlten pflegenden Berufen, deren Beschäftigte grundsätzlich vor der Herausforderung stehen, mit ökonomischen Zwängen umzugehen und Praktiken der Regeneration zu entwickeln. Zugleich grenzt sie sich von Dienstleistungsberufen, zu denen der Friseurberuf eigentlich zählt, ab, indem sie *Butch Cut* als queeres Kunstprojekt rahmt.

Die Zukunft von *Butch Cut* ist ungewiss. Langfristig hat Hank den Traum, ein Retreat Center aufzubauen. Wenngleich sie den Barbershop allein aufgezogen hat, ist es ihr wichtig, Netzwerke aufzubauen. Sie ist mit queeren *barbers* in England und den USA vernetzt; mit ihnen tauscht sie regelmäßig Arbeitsplätze, dann arbeitet sie für ein paar Wochen in einem queeren Barbershop in London oder New York. Auch Hank und ich sprechen nach dem Interview über mögliche Kollaborationen. Sie hat die Idee, das Interview online zu veröffentlichen und es mit der Butch-Cut-Community zu diskutieren. Zudem könne ich gerne ein Social Event zu Care bei *Butch Cut* organisieren.

Unsere Forschungszusammenarbeit lief nicht immer konfliktfrei ab. Hank interessierte sich für meine Arbeit und Perspektiven auf Care, und sie kommentierte regelmäßig meine Posts zu Care auf Facebook. Unsere größten Konflikte drehten sich um ihre Repräsentation: Sie forderte mich

auf, sie als erfolgreiche Selbstunternehmerin darzustellen, während es mir wichtig war, Fragen zu Prekarität zu stellen. Hank steht mehr kulturelles und soziales Kapital zur Verfügung als den meisten anderen Personen, die ich interviewte. Utan Schirmer argumentiert in seiner Studie zu Drag-Kinging, dass die Frage, ob es gelinge, »trotz der partiellen Verweigerung bestimmter geschlechtlicher Anforderungen das eigene Arbeitsverhältnis zu sichern und beruflich erfolgreich zu sein«, insbesondere von den verfügbaren Ressourcen abhängt (Schirmer 2015: 370). Gemeint sind kulturelle und ökonomische Ressourcen wie Bildungsabschlüsse, soziale Beziehungen und Ressourcen an Macht und Einfluss (ebd.). Dieses Ergebnis kann ich insofern bestätigen, als sich die Zukunftsperspektiven von Hank und den Sorgearbeiter_innen aus dem vorherigen Kapitel, die voraussichtlich langfristig von Einkommensarmut betroffen sein werden, unterscheiden. Hank nutzt ihr abgeschlossenes Kunststudium, um *Butch Cut* als künstlerisches Projekt zu rahmen. Dies ermöglicht ihr, ein queeres Milieu mit mehr ökonomischen und kulturellen Ressourcen zu erreichen und sich für eine Kunstförderung zu bewerben. Trotzdem bleibt es auch für sie eine Herausforderung, von ihrer Freiberuflichkeit zu leben, da dies nur mit einer anderen Logik und Herangehensweise möglich wäre, nämlich: in kürzerer Zeit mehr Kund_innen zu einem festen Preis die Haare zu schneiden. So lässt sich Hanks Sorgearbeit zwar im Sinne eines queeren Selbstunternehmer_innentums lesen; gleichzeitig aber wird eine ökonomische Prekarität deutlich, die angesichts der kulturellen Ressourcen, über die Hank verfügt, auf den ersten Blick unsichtbar bleiben mag.¹⁴ Der Verbindung zwischen Care, Geschlecht und Ökonomie sowie zwischen Selbstsorge und Fürsorge gehe ich auch im folgenden Unterkapitel nach, in dem eine trans Stimmarbeiterin im Mittelpunkt steht.

4.2 Von Spendendosen und trans_formativer Arbeit. Für_Sorge in einer Stimmgruppe

Mit Mathilda treffe ich mich in einem linken Café in Berlin-Neukölln. Das Café ist gefüllt mit vor allem jungen Menschen zwischen zwanzig und dreißig. An den Wänden hängen Plakate von Demonstrationen und Veranstal-

14 Auch die Verbindung zur queeren Community ist eine Ressource; so gelang es dem Projekt, während der Corona-Krise innerhalb weniger Tage über Crowdfunding 3.000 Euro für Mietkosten zu fundraisen.

tungen zu den Themen Antirassismus und Queer-Feminismus. Leider muss ich fast eine Stunde auf Mathilda warten. Diese Stunde verbringe ich mit der Frage der Einlesbarkeit: Werde ich sie erkennen, ist sie vielleicht doch schon anwesend? Wen lese ich als trans und wen nicht? Wird Mathilda mich unter all den Leuten wahrnehmen, von denen einige allein an ihrem Tisch sitzen? Vielleicht signalisiert mein Notizbuch: Hey, ich forsche. Eine große Frau, komplett in Schwarz gekleidet, tritt ein und läuft suchend durch den Raum. Ich gehe auf sie zu: »Hey, bist du Mathilda?« – »Ja genau!« – »Cool, dass du noch gekommen bist.« Ich lade sie auf einen Milchkaffee ein, da ich annehme, dass sie ökonomisch schlechter gestellt ist als ich. Sie spricht sehr leise und schaut sich häufig um, weshalb sie auf mich nervös wirkt. Ich frage, ob ich das Gespräch aufnehmen kann. »Klar«, sagt sie. Etwas unsicher sei sie allerdings, was die Nebengeräusche betreffe: Sie selbst mache trans Radio, es könne mühsam sein, die Aufnahme später zu verstehen.

Mathilda leitet eine Stimmgruppe für trans Frauen, ehrenamtlich in einem trans Verein. Sie erzählt mir, wie sie dazu gekommen ist, die Stimmgruppe vor sechs Jahren aufzubauen. »Mich hat eine Freundin gefragt, die gerade in der Transition drinsteckte, wie ich das mit der Stimme mache. Da dachte ich: Ist ja blöd, wenn ich das nur ihr erzähle – es ist relativ viel. Dann haben wir zu zweit eine Gruppe angefangen.« Eigentlich wollten die beiden die Gruppe hierarchiefrei organisieren und mit allen gemeinsam vorbereiten, das funktionierte aber nicht: Am Ende erledigte doch sie selbst die meisten Aufgaben. Nun ist Mathilda in der »Leitungsposition«, wie sie es nennt, und organisiert die Gruppe als Kurs. Daneben macht sie eine Ausbildung als Logopädin, »nicht, weil das weiterhilft in dem Kontext, sondern weil ich es dann finanziert kriege über die Krankenkassen«; sie ist der Meinung, dass Gesangstechniken eigentlich mehr helfen würden.

Über die Stimmarbeit »arbeitet man auch viel an psychischen Dingen«, betont Mathilda. »Man kann eigentlich gar nicht mit der Stimme arbeiten, ohne die Psyche miteinzubeziehen.« Sie erklärt: »Die Stimme ist der größte Ausdruck der Persönlichkeit. Für mich ist es so, dass sie fast die Persönlichkeit ist. Wenn ich damit unzufrieden bin, ist es krass. Für mich war es wichtig, mich damit zu beschäftigen, auch für mein Wohlergehen.« Sie bezeichnet die Stimmarbeit als »eine Art von Therapie, also sehr selbstbestimmt. Man setzt sich damit auseinander, was man machen mag mit der Stimme und was nicht. Oft verändert sich nicht nur stimmlich etwas, sondern auch psychisch und körperlich. Umgekehrt gelte: »Wenn Leute eine Verspannung haben oder nicht gut atmen, kommt man irgendwann nicht mehr weiter.«

Mathilda wünscht sich, dass queere Ersatzfamilien entstehen. In der Stimmgruppe seien sie davon noch weit entfernt, aber sie trafen sich auch privat nach dem Kurs, und es entwickelten sich Freund_innenschaften. Sie erklärt: »Ich finde, dass Leute, die solche Gruppen organisieren, fast mehr davon haben als die Leute, die teilnehmen.« Von professionalisierten trans Unterstützungsangeboten, die sie als unpersönlich beschreibt, grenzt sie ihre Gruppe ab. Sie findet es wichtig, »sich *gegenseitig* zu unterstützen«, und argumentiert: »Wenn das so sozialpädagogisch ist, dann fehlt das Empowerment, weil sie sich nicht gegenseitig unterstützen, sondern unterstützt werden von oben.« Wenn die Rollen dermaßen klar verteilt seien, sei es einseitig – »zumindest wird das so dargestellt.« Mathilda erklärt: »Ich finde es ganz großartig, wenn es in beide Richtungen geht.«

Aktuell finanziert Mathilda die Stimmgruppe über eine Spendendose: »Ich stelle meine Spendendose auf und kriege ungefähr zehn bis zwanzig Euro im Schnitt [pro Treffen]. Das funktioniert gerade, weil zwei Leute dabei sind, die einen guten Job haben. Aber ich gebe auch viel Geld dafür aus – von daher ist es nicht kostendeckend.« Sie wünscht sich ein bedingungsloses Grundeinkommen, um das Dilemma der unterbezahlten queeren Sorgearbeit auflösen zu können. Sie sagt: »Mir wäre schon geholfen, wenn das Jobcenter mir vertrauen würde, dass das, was ich tue, sinnvoll ist, und dass ich nicht zu Hause im Bett liege und Fernsehen gucke; wenn ich keinen Druck kriegen würde. Meine Forderung wäre das bedingungslose Grundeinkommen, insbesondere für den Care-Bereich, der sonst nicht funktioniert, weil er keinen Gewinn abwirft.«¹⁵

Wie hängen in Mathildas Erzählung Selbstsorge und Fürsorge zusammen? Mathilda eignete sich trans Geschlechterwissen an, zunächst für sich selbst. Da die Nachfrage vorhanden war, begann sie, das Wissen in einer Gruppe weiterzugeben, und geriet in eine Fürsorgerolle. Praktiken der Selbstsorge und Fürsorge sind eng verbunden. Das wird insbesondere in Mathildas Aussage deutlich, sie selbst profitiere ebenso von der Gruppe, auch wenn sie nun in einer Leitungsrolle sei. Für sie selbst war die Gruppe wichtig, um Gemeinschaft zu finden und Anerkennung zu erfahren. Die Positionen Sorgende und Umsorgte sind miteinander verwoben. Sich selbst sieht Mathilda als Sorgende, aber auch als Umsorgte. Trans_formationenenergie fließt in beide Richtungen,

15 Das Interview führte ich im Februar 2017.

und der Übergang zur Expertin war/ist fließend. Mathilda versucht, selbst-reflexiv mit der eigenen Expert_innenrolle umzugehen.

Mathilda leistet als trans Frau Sorgearbeit speziell für andere trans Frauen, die ihre Stimme verändern möchten. Dabei geht es ihr nicht nur um die Arbeit an der eigenen Stimme, sondern auch um die Arbeit an der eigenen Psyche. In der transfemininen Sorgearbeit, die Mathilda leistet, ist die Arbeit am Körper untrennbar mit der Beschäftigung mit der Psyche, mit Emotionen, verbunden: Über die Arbeit mit dem Körper lässt sich das eigene emotionale Wohlergehen (kollektiv) bearbeiten, und Emotionen zeigen sich im Körper.

Ich frage mich, warum in Mathildas Erzählung Energie und Emotionen eine so große Rolle spielen. Hier geben Alexandra Raus Gedanken zu Psychopolitik und Neoliberalismus hilfreiche Hinweise. Angelehnt an Michel Foucault argumentiert sie, dass Individuen als Subjekte nie außerhalb der Macht stünden, sondern stets als Subjekte produziert würden (Rau 2010: 32); zudem spricht sie über die Arbeit an sich selbst, als therapeutische Führung, um sich selbst zu verstehen, zu erkennen, zu emanzipieren und zu verwirklichen (ebd.: 272). Die Umarbeitung der Psyche könne auch über den Körper bewerkstelligt werden, zum Beispiel durch Tanzen (ebd.). Eine solche Arbeit an sich selbst organisiert Mathilda in einer kollektiven Form: In der Stimmgruppe spielen die Arbeit an sich selbst und der eigene Umgang mit Scham und Schmerz eine wichtige Rolle. Rau spricht von einer Demokratisierung therapeutischer Techniken: Feministische und schwule Therapien und Selbsthilfensätze seien Beispiele aus sozialen Bewegungen, die psychiatrische Hegemonie infrage stellten und sich die Mittel zur Herstellung des eigenen Subjektstatus aneigneten (Rau 2010: 283). So seien in der Frauenbewegung therapeutische Elemente in die feministische Praxis aufgenommen und durch vielfältige Neuschöpfungen von der Psychoanalyse losgelöst worden; hier wurde die Idee der Selbsterfahrung und der Selbsterfahrungsgruppen entwickelt (ebd.: 287). Auch in trans Bewegungen, die in Alexandra Raus Arbeit unerwähnt bleiben, ist die Aneignung therapeutischer Techniken ein wichtiger Bestandteil kollektiver Für_Sorge – oft im Zusammenspiel mit Körperarbeit. Der Hintergrund dessen ist, dass die bestehende Zwangstherapie¹⁶ kein Raum ist, der selbstbestimmt genutzt werden kann. Zudem verfolgen Aktivist_innen wie Mathilda offenbar ganz bewusst das Ziel, einen Raum für

16 Hierbei beziehe ich mich auf die verpflichtende Begleittherapie, die notwendig ist, um über das Transsexuellengesetz (TSG) eine Namens- und Personenstandsänderung zu beantragen.

gegenseitige Für_Sorge zu schaffen, jenseits der Care-Hierarchie, die in professionalisierten Settings vorhanden ist.

In einem Mangel an finanzieller Anerkennung zeigt sich der Zusammenhang von trans Sorgearbeit und Prekarität. Mathilda ist seit längerer Zeit erwerbslos. Sie finanziert die Stimmgruppe durch Spenden; mit einer Summe von zehn bis zwanzig Euro pro Sitzung kommt jedoch nur ein geringer Betrag zusammen. Bei unserem Interview wird Mathildas prekäre Situation greifbar: Es steht außer Frage, dass ich Mathilda zu Kaffee und Kuchen einlade; in anderen Konstellationen war die Dynamik umgekehrt. Mathilda hofft, ihre Form der Sorgearbeit in Zukunft bezahlt zu bekommen. Ohne einen Abschluss, das heißt kulturelles Kapital, ist dies kaum möglich. Die Logopädie-Ausbildung, die sie gerade macht, ist für sie eine Möglichkeit, langfristig aus der Erwerbslosigkeit herauszukommen. Dabei sieht sie diese finanziell notwendige Professionalisierung kritisch: Care-Hierarchien in der professionalisierten Sorgearbeit, etwa bei Angeboten Sozialer Arbeit, lehnt sie ab und betont, dass Care in beide Richtungen gehen solle. Ihr Plädoyer für ein Grundeinkommen verweist auf die strukturellen Veränderungen, die für nachhaltige Trans-Für_Sorge notwendig sind. Hier werden die Grenzen des trans Selbstunternehmer_innentums spürbar: Ebenso wie Hank arbeitet Mathilda mit einer Gruppe Menschen, die an ihrem Geschlechterwissen und, bei Mathilda, an der gemeinsamen Arbeit an der Stimme interessiert sind, die aber nicht die Ressourcen haben, um die Sorgearbeiter_innen angemessen zu bezahlen und das Community-Projekt zu finanzieren. Dabei dürfte die strukturell prekäre Situation trans weiblicher Personen eine große Rolle spielen.¹⁷ So bleibt Mathilda als Strategie, Bildungsabschlüsse zu erwerben, die es ihr ermöglichen, für ihre Arbeit bezahlt zu werden, auch wenn sie jene nicht als notwendig erachtet, um gute Sorgearbeit zu leisten. Über die kulturellen Ressourcen, die sie für die Logopädie-Ausbildung braucht und um sich in ihrem Feld zu professionalisieren – was sich als Empowerment fassen lässt –, verfügt Mathilda.

Mathildas Haltung als Sorgearbeiter_in ist geprägt durch ihren Fokus auf Selbstbestimmung. Praktiken der Selbstsorge und der Fürsorge sind eng miteinander verwoben: Praktiken der Fürsorge sind zugleich Praktiken der Selbstsorge. Ich schlage deshalb vor, von *Selbstsorgender Fürsorge* zu sprechen.

17 Vergleiche Kapitel 3, »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care«.

Auch Lohnarbeit und ehrenamtlicher Aktivismus sind miteinander verknüpft. Im Laufe der Zeit änderte sich Mathildas eigene Rolle: Sie rutschte in eine Expert_innenrolle und hat nun den Wunsch, sich zu professionalisieren, um nicht mehr von Transferleistungen abhängig zu sein.

4.3 »Weniger denken, mehr fühlen.« Experimentelle trans Körperarbeit als Care-Aktivismus

Das Interview mit Leo führe ich in der *Marianne*, einem lesbisch/feministischen Café in Berlin-Kreuzberg.¹⁸ Als ich ankomme, sitzt Leo bereits an einem Tisch. »Ich habe die Schallgeräusche für die Aufnahme getestet«, begrüßt er mich lachend. Der Tisch, an dem er sitzt, sei der beste in Sachen Geräuschkulisse. »Und dann läuft auch noch laut Rock 'n' Roll«, fügt er lachend hinzu. Leo lernte ich in Dortmund bei einer Tagung zu queerer Gesundheit kennen. Er ist Geschlechterforscher, trans Körperarbeiter und hat jede Menge Ideen zu meinem Promotionsprojekt. Leo ist 1971 geboren. Ende der 1980er-Jahre wurde er in der FrauenLesben-Szene einer kleineren Stadt aktiv. Prägend war für ihn damals, eine diverse Gruppe von »Weiblichkeiten« zu haben – »mit und ohne Sternchen, das gab es zu dem Zeitpunkt noch nicht«. Zu Beginn des Studiums engagierte er sich in linksradikalen Lesbengruppen, dort störte ihn jedoch die Homogenität. Am wohlsten fühlte er sich in einer lesbischen Theoriegruppe, die altersgemischt war: Leo war damals 19, die älteste Person achtzig. Zu dieser Zeit besuchte er während eines Berlinbesuchs auch das Café, in dem wir nun sitzen – es sei schließlich ein Treffpunkt der FrauenLesben-Szene gewesen.

Leo erzählt mir, dass er lange keinen Namen für seine Erfahrungen hatte: »Trans Maskulinität war für mich nicht präsent und auch nicht denkbar. [...] Der Umbrella-Term war Lesbe, und das war's.« Mit Mitte zwanzig merkte Leo: »Mir ist da was zu wenig. [...] Mir war nicht klar, warum. Dann habe ich mich intensiv auf den Weg gemacht, Thema Feminität: Was ist das, was zieht mich da an? Ich habe eher im femininen Spektrum gelebt, heute würde ich das als total genderqueer bezeichnen. Mein Transaspekt oder Transerleben spielte da keine Rolle und hatte keinen Namen.« Das änderte sich Anfang der 2000er-Jahre: 2004 hat Leo in einer Großstadt seine ersten »Transkontakte«. Er erinnert sich an einen Filmabend, bei dem die Doku

18 Dieses hat mittlerweile neue Betreiber_innen und einen neuen Namen.

über den trans Mann Ines Paul (Schulz 2002) gezeigt wurde; danach habe er zu einer Freundin gesagt: »Das ist bei mir eigentlich auch immer so gewesen.« Durch die Drag-King-Szene und durch Filme wie die besagte Doku oder »Gendernauts« von Monika Treut (1999) habe er ein Gefühl, »eine Wahrnehmung für [sich] gekriegt: Ich bin nicht allein, da gibt es einen Namen. [...] Das waren meine Anfänge.«

Diese Anfänge seien im Grunde mit dem Ende seines Engagements zusammengefallen, erklärt er. Denn zu diesem Zeitpunkt habe er sich in die Geschlechterforschung hinein und aus der FrauenLesben-Szene raus bewegt. Den ersten trans Mann, den er kennenlernte, interviewte er für seine Dissertation. Durch die Forschung entstanden Freundschaften mit weiteren trans männlichen Personen. Drag-Kontexte, wo vieles noch im Entstehen und Uneindeutigkeiten möglich waren, waren wichtig für ihn.

Mittlerweile steht Leo queerem und trans Aktivismus ambivalent gegenüber: Er habe viele Konflikte miterlebt, die für ihn zermürend gewesen seien. Als er chronisch krank wurde, zog er sich gesundheitsbedingt aus dem Aktivismus zurück. Leo erzählt: »Ich brauchte viel Zeit, um mich selbst zu pflegen, um wieder gesund zu werden.« Auch diese Erfahrung war es, die ihn zur Körperarbeit brachte. Er resümiert lachend: »Ich will keine Psychodramen mehr. Nach 27 Jahren Lesben/Frauen/Queer-Communitys ertrage ich es nicht mehr.«

Das Thema Care beschäftigt Leo schon lange. Er habe festgestellt, dass seine eigene geschlechtliche Sozialisation eng mit Sorgearbeit für andere verbunden ist: »In meiner Biographie spielt es eine wichtige Rolle, dass ich in meiner Familie eine Tochterpositionierung habe. Ich habe sehr alte Eltern. Ich habe meine Diplomarbeit geschrieben und parallel meinen Vater sterbebegleitet, Pflegestufen organisiert und ihn zu Einrichtungen gebracht. Das prägt mich, seitdem ich zwanzig bin, und es geht bis heute weiter.« Bezüglich seiner Mutter hält er fest: »Ich mache, was die ›gute Tochter‹ macht: Ich organisiere Pflegestufen.« Leo erinnert sich an eine lesbisch/feministische Lesegruppe, in der sie sich mit dem Care-Begriff auseinandersetzten und damit, wie Sorgearbeit an einen herangetragen wird. Auch in lesbischen/queeren/feministischen Communitys werde erwartet, »dass du dich aufopferst, was für die Community tust, selbstlos bist, dich zurückstellst; nicht Nein sagst, immer unterstützt und ansprechbar bist, wenn um drei Uhr nachts jemand ein Krisengespräch braucht«. Indem man sich aufopfere, könne man in Szenen wichtig werden, »im Bourdieuschen Sinne

symbolisches Kapital« erlangen.¹⁹ Über sich selbst sagt Leo selbstkritisch: »Ich war immer voll dabei, immer in Fürsorge drin.« Inzwischen habe er sich von Care-Anforderungen emanzipiert. Er sei klarer darin geworden, Nein zu sagen, und befinde sich nun auf dem Weg zu mehr Selbstfürsorge: »Self care is my first priority.«

Leo wünscht sich eine Community, in der Menschen äußern: »Ich kann nur so viel Zeit und Energie reinbringen. Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mein letztes Hemd geben.« Er selbst befinde sich gerade in einem Lernprozess, um Care anzunehmen und sich einzugestehen: »Hey, eigentlich brauche ich Unterstützung.« Leo benennt, dass gerade trans Personen »Bedarf an einer positiven Form von Fürsorgearbeit und Unterstützung haben und einen Raum für Selbstsorge brauchen«. Es sei notwendig, die unterschiedlichen Care-Bedarfe anzuerkennen. So stehe ihm als trans Person weniger Energie zur Verfügung, zum Beispiel, weil er im Lohnarbeitskontext nicht eindeutig als cis geschlechtlich gelesen werde: »Es kostet wahnsinnig viel Energie. Ich möchte, dass dies als zusätzlicher Bedarf wahrgenommen und anerkannt wird.«

Leo versucht gerade, mit einer_m Freund_in eine Körperarbeitsgruppe für trans Menschen aufzubauen. »Dies«, so konstatiert er, »ist mein größtes trans oder queer/feministisches Engagement.« Das Vorhaben erweise sich jedoch als »schwierig, weil es einen starken Selbsthilfefokus bekommen« habe. Ich frage nach: »Was meinst du damit?« Leo hatte den Eindruck, dass die Interessierten sich »stark in Findungsprozessen befunden haben oder sehr traumatisiert waren«. Er selbst beschäftige sich hingegen seit über 25 Jahren mit dem Thema Körper, damit, was er an Feminität und Maskulinität leben wolle, und mit Sexpositivität. Aktuell gehe es für ihn eher in Richtung des maskulinen Spektrums. Er erklärt: »Ich bin schon auf einer langen Reise gewesen und ein ganzes Stück mehr in mir angekommen.« Das sei bei einigen in der Gruppe nicht der Fall, das aber könne er nicht auffangen: »Wir haben das privat organisiert. Wenn dann Menschen bei Übungen, die ich für unproblematisch halte, Flashbacks bekommen ... – Das war nicht möglich, wir haben beschlossen: Das geht nicht mehr.« Leo findet, dass traumatische Erfahrungen anders aufgefangen werden sollten, zum Beispiel durch therapeutische oder Selbsthilfeangebote.

19 Hier geht es darum, Anerkennung zu erhalten, und um Prestige. Der oben genannte Aspekt lässt sich auch als soziales Kapital beschreiben, im Sinne von Zugang zu Netzwerken (Bourdieu 1992: 63 f.).

»Welches Gender ist das coolste, welches das repressivste? Wer ist *radical queer* und wer nullacht-fünfzehn?« – derlei symbolische Kämpfe in trans Räumen stören Leo. Er selbst habe sich in trans Räumen viel damit auseinandergesetzt, wie er sich verorte: »Es gibt ja viele trans Identitätsangebote. Entweder du bist total binär organisiert – das war nicht so meins –, oder du hast alle möglichen Genderangebote.« Eine Zeitlang war Butch für ihn wichtig, und er beschäftigte sich mit Butch-Konzepten, empfand den Zugang über Konzepte aber als zu kopflastig: »Ich habe festgestellt: Diese [...] Vorstellungen, wie dein Sein und dein Körper sich an ein Konzept anzupassen haben, in Gestik, in Mimik, das find ich normierend.«

Die Körperarbeit ist für Leo eine Alternative. Sie sei experimenteller: »Da gibt es viele Sachen, die nicht ausgesprochen werden können, und das ist gut. Dich frei zu machen von Normen. Gerade trans hat viel mit Normierung und Diagnostik zu tun. Dieses Sich-frei-Machen ist wichtig.« Aus diesem Grund organisiere er die Körperarbeitsgruppe; er möchte »einen Raum [...] haben, in dem wir das, was wir an Ressourcen und Wissen über Körperarbeit haben, zur Verfügung stellen«. Er schicke jeweils einen Termin rum, und »dann können Menschen, die Lust auf Entspannung, Körper, Tanz, Massage, Bewegung haben, kommen und den Raum gemeinsam gestalten«. Es gehe darum, den eigenen Körper, jenseits des Sprechens, positiv zu erleben: »dich wie du gerade da bist, mit deinem Körper zu erleben. [...] Wie fühl ich mich in mir?« Es gehe darum, »sich konzeptfrei in genau dem Moment zu erleben, mit all den Grenzen und vielleicht auch Möglichkeiten«. Es gehe darum, sich Bewegungen zu erlauben, die vorher verboten waren. »Weniger denken, mehr fühlen.«

Leo bezieht sich positiv auf Körperarbeit in feministischen Kontexten der 1970er- und 1980er-Jahre, mit Selbstuntersuchungen und der Verweigerung von Diagnostik. Die Körperarbeit in trans Kontexten empfindet er teilweise als transnormativ; in binär organisierten trans Räumen gebe es wenig experimentelle Körperarbeit: »Da spielt Körper eher als Material eine Rolle, das es zu verändern gilt, das formbar ist: Arbeit an sich selbst, um sich zu optimieren, und zwar hin zur Zweigeschlechtlichkeit.« Queer/feministische und nicht-binäre Körperarbeit sei experimenteller und folge keinem eindeutigen Konzept von Körnernormen.

Leo nimmt bei sich eine Erschöpfung, was Queer Politics und die Zunahme an Gender-Optionen betrifft, wahr. Als Motto macht er aus: »Bitte entscheiden und performen Sie jetzt!« Er verspürt Performancemüdigkeit: »Ich habe keinen Bock mehr, mich zu verorten. [...] Gender war gestern für mich, ich

habe keine Lust mehr.« Er wünscht sich einen ressourcenorientierten Blick auf trans Personen, einen anerkennenden Blick auf ihre Fähigkeiten, Wünsche und Utopien, der sie »nicht nur als wandelnde Diagnose« wahrnimmt. Generell wünscht er sich eine Abkehr von solchen Auseinandersetzungen mit Diskriminierung und Trauma, die »Menschen nur an ihre Begrenzung erinnert, an ihre Erschütterung«, während die vorhandenen positiven Kräfte vernachlässigt würden. Er wünscht sich »Versöhnlichkeit mit den eigenen Verletzungen und denen anderer« und eine Entwicklung weg von schwächenden psychologischen Konzepten hin zu mehr Selbstverantwortung. Er wünscht sich Community-Gespräche über Tabuthemen, zum Beispiel »an einem Tisch wie da drüben, zu sechst: tief durchatmen und über herausfordernde Gefühle sprechen, über Neid oder Scham«; auch über Tod, sterben und Erkrankung müsse gesprochen werden. »Denken queer/lesbische Szenen überhaupt bis zum Tod?«, fragt er nachdenklich.

Leo vermutet, dass trans Aktivismus in einigen Jahren stärker professionalisiert sein werde; dies zeichne sich bereits jetzt ab: »Es gibt diejenigen, die professionell zu trans und mit Trans arbeiten – gleichzeitig wird es immer Selbsthilfe geben. Es wird immer einen großen Teil an binären trans Menschen geben, die ein traditionelles Verhältnis zu Körper – als etwas Reparaturbedürftigem und Überholungsbedürftigem – haben; die möglicherweise deshalb nicht transaktiv sind, weil sie zusehen, dass sie stealth, dass sie mainstreammäßig leben. Ich glaube, die Spaltung zwischen den Profis und den Selbsthilfeorientierten wird größer.« Leo ergänzt: »Du und ich tun das«, sich professionalisieren. Er hofft, dass es zukünftig Räume geben wird, um diese Entwicklung kritisch zu reflektieren, um vielleicht zu sagen: »Wir mögen [hier] Expert_innen sein, aber ihr – die von euch, die gerade am Anfang stehen oder sich orientieren – seid ebenfalls Expert_innen: für euch selbst.« Die Spaltungen, die Leo ausmacht, fasst er zusammen als »Spaltung in Profis, trans Profis und trans Selbsthilfe«. Die trans Community insgesamt würde eingeteilt in »trans Expert_innen und Leute, die der Hilfe bedürfen«.

Für die Zukunft wünscht sich Leo queer/feministische und trans Gesundheitszentren und -räume. Er führt aus: Wenn die Angebote größer und nachhaltiger sein sollen als Selbsthilfeangebote, brauche es eine Institutionalisierung und Professionalisierung, zum Beispiel Arrangements »mit Krankenkassen, einer öffentlichen Gesundheitsversorgung. Da wäre ich mir nicht zu schade«. Auch müssten zukünftig die Kompetenzen trans queerer Sorgearbeiter_innen stärker anerkannt werden. Gleichzeitig wünscht sich

Leo eine kritische Auseinandersetzung mit Begriffen, die aus dem medizinischen Kontext übernommen würden, zum Beispiel »Klient_innen« und »Angehörige«.

Leo fürchtet, dass sich die Bedingungen für trans Aktivismus in den kommenden Jahren verschlechtern werden: »Wahrscheinlich wird Trans immer schlecht finanziert bleiben. Ich vermute, die politischen Bedingungen werden im Laufe der nächsten zehn Jahre weniger förderlich sein, als es in den letzten Jahren der Fall war.« Sollte sich diese Prognose bewahrheiten, müsse das Community-Gesundheitszentrum, das Leo vorschwebt, anders ausgestaltet werden: »Vielleicht müssen wir Expert_innen abspecken [...] und sagen: Wie können wir Unterstützung geben, ohne dass wir uns selbst ausbeuten?« Zudem brauche es eine queer/feministisch/lesbisch/trans Strategie gegen Faschismus und Rechtspopulismus; auch das sei gesundheitsfördernd.

Virtuelle Räume erlebt Leo als ambivalent: Zum einen sei es »aufregend, was ich da erleben kann«; zum anderen ziehe er sich aus Selbstsorgegründen daraus zurück, da er viele Dynamiken als gesundheitsschädigend erlebe. Bezogen auf das imaginierte Community-Gesundheitszentrum findet er Onlineberatung wichtig: als niedrigschwelliges Angebot. Für ihn persönlich sei der physische Kontakt mit anderen Menschen zentral und nicht durch virtuelle Angebote ersetzbar.

Beim Interview mit Leo nehme ich eine produktive Sympathie zwischen uns wahr. Sie inspiriert Leo, zu erzählen, und ermöglicht uns, Care gemeinsam weiterzudenken. Zum Abschluss fragt mich Leo nach meinen anderen Interviewpartner_innen, und ich erzähle vom queeren Friseursalon.²⁰ Lachend resümiert Leo: »Sorgearbeit bei Friseur_innen, bei der Fußpflege oder demnächst bei meiner Ölmassage. Da finden auch Gespräche statt, keine Frage. Die berühmte Kneipe früher, der Tresen war auch eine Form von Therapieplatz.« Leo besteht darauf, mich auf den Kaffee und den Kuchen einzuladen, und wir verabschieden uns herzlich mit dem Versprechen, uns bald wieder zu treffen.²¹

Wie hängen in Leos Erzählung Care und Gender zusammen? Beides ist aufs Engste miteinander verwoben, insofern es Praktiken der Selbstsorge, insbe-

20 Vergleiche Unterkapitel 4.1, »Wie willst du durch die Welt gehen?: Butch-Care zwischen Selbstheilung und Selbstunternehmer_innentum«.

21 Das Interview führte ich im März 2017.

sondere Körperarbeit, waren, die es Leo ermöglichten, die eigene geschlechtliche Verortung zu erkunden. Heute öffnet er im Feld der Körperarbeit Räume, in denen Menschen Geschlecht jenseits von Sprache erkunden können. In seinem biographischen Rückblick beschreibt er viele Bewegungen und Erkundungen, die die Fluidität und Veränderbarkeit geschlechtlicher Verortungen sichtbar machen. Trans Personen haben, so macht Leo deutlich, einen erhöhten Care-Bedarf, sowohl an Fürsorge als auch an Selbstsorge. Verbindungen von Gender und Fürsorge zeigt Leo außerdem in seiner geschlechtlichen Sozialisation auf, die ihn »als die gute Tochter« zu Sorgearbeit angerufen habe und bis heute prägend sei; Leo steckt weiterhin in der damals zugewiesenen Care-Rolle. Hier lässt sich eine Dreifachbelastung feststellen, von der insbesondere trans Männlichkeiten und nicht-binäre Personen, die bei der Geburt weiblich zugewiesen wurden, betroffen sind: Von ihnen wird Fürsorge unter Umständen sowohl in familiären als auch in Community-Zusammenhängen erwartet. Zudem haben sie einen erhöhten Selbstsorge-Bedarf.

Das Verhältnis von Selbstsorge und Fürsorge stellt sich bei Leo ambivalent dar. Leo ist chronisch krank und führt das eigene Burn-out auf szeneeinterne Konflikte zurück; außerdem habe die Belastung durch Fürsorge-Erwartungen zu Erschöpfung geführt. Leo zog sich gesundheitsbedingt zurück und grenzt sich inzwischen von Care-Aufrufen im Aktivismus ab; diese Abgrenzung beschreibt er als Emanzipation von Fürsorgeerwartungen, die eng verbunden seien mit weiblichen Sozialisationserfahrungen und der Feminisierung von Care.

Für Leo bedeutet Selbstsorge also auch, sich von Fürsorgeerwartungen und Leistungsnormen in queeren Räumen und im Aktivismus zu emanzipieren. Er plädiert für ein Subjektverständnis, das Care beinhaltet. Als einer der wenigen Interviewpartner_innen thematisiert Leo seine familiären Fürsorge-Verpflichtungen und seine Care-Sozialisation im Zusammenspiel mit den Rollen, die er in queeren/feministischen/trans Räumen einnimmt. Leos These, dass Care-Verpflichtungen, die Personen außerhalb der jeweiligen Szene innehaben, in trans/queeren/feministischen Räumen wenig thematisiert werden und dass Doppelbelastungen unsichtbar bleiben, bestätigt sich in meiner Arbeit. Leo plädiert sehr stark für Selbstverantwortung; welchen Stellenwert gegenseitige Fürsorge in queeren/trans Räumen haben sollte, bleibt unklar.²²

22 Diese Frage wird intensiver in Kapitel 6, »Sorgende trans Gemeinschaften aufbauen – von der Isolation zur Kollektivierung von Care«, bearbeitet.

In der Körperarbeit verbindet Leo Selbstsorge und Fürsorge miteinander. Er grenzt sie sowohl von formeller Therapie als auch von Selbsthilfe ab und verortet sie in einer Art Zwischenraum. Selbsthilfe versteht er als etwas, das spezifisch am Anfang des eigenen Findungsweges und bei Krisen zentral ist, als Merkmal therapeutischer Settings macht er deren Hierarchien aus. Bei seiner ehrenamtlichen Körperarbeit hingegen bildet das Erfahrungswissen der Teilnehmenden die wichtigste Grundlage, gleichzeitig grenzt er sich von Selbsthilfe ab. Körperarbeit schafft als eine Form von Für_Sorge einen Raum für geschlechtliche Vielfalt. Queer-Care eröffnet die Möglichkeit, die Diagnostik selbst in die Hand zu nehmen und sich von medizinischen Kontexten und Zuschreibungen frei zu machen. Leo nimmt eine Tabuisierung von Care in vielen aktivistischen Räumen wahr und plädiert dafür, die eigene Sorge-Biographie, aber auch Themen wie Tod und Pflege offener zu thematisieren. Er spricht sich für eine Professionalisierung von trans/queerer Fürsorge aus. Er selbst möchte langfristig ein queeres Gesundheitszentrum aufbauen. In Leos Erzählung gibt Transsein Energie, kostet aber auch welche; Letzteres lässt sich als Reibungsverlust in einer cis- und heteronormativen Umgebung fassen.

Leo grenzt sich von medizinischen und therapeutischen Kontexten ab, verwendet aber auch Begriffe aus beiden, die er wiederum anpasst oder »auseinandernimmt«. Leo queert die Binarität zwischen Betroffenen und Expert_innen, indem er eine neue Kategorie schafft: trans Profis, neben oder zwischen Profis und trans Selbsthilfe. Er fordert dazu auf, diese Entwicklung kritisch zu begleiten und infrage zu stellen. Schließlich, so betont er, sei jede Person Expert_in für sich selbst. Hierzu möchte ich ergänzen, das kulturelles, ökonomisches und soziales Kapital notwendig ist, um trans Profi oder Expert_in zu werden; so ist ein Studienabschluss meistens eine Voraussetzung für eine bezahlte Stelle in einem trans Verein. Ich möchte etwas genauer auf die Unterscheidung eingehen, die Leo zwischen Profis und trans Profis zieht. Mit dem Begriff Profi spielt er auf cis Expert_innen an, die sich nicht als trans verorten und in medizinischen und wissenschaftlichen Kontext Machtpositionen einnehmen oder als Verbündete agieren. Ihre eigene geschlechtliche Verortung bleibt meistens unsichtbar. Trans Profis hingegen befinden sich in der ambivalenten Position zwischen Selbsthilfe, die hierarchiefreier ist, und einem professionalisierten hierarchischen System. Diese Rolle zu navigieren, darum geht es im Interview mit Leo, und auch andere queere/trans Sorgearbeiter_innen wie Hank und Mathilda beschäftigen sich damit.

Leo zieht in Hinblick auf seine Arbeit eine klare Grenze zwischen trans Personen, die er im Kontext der Selbsthilfe verortet, und Personen wie ihm, die bereits eine lange Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität hinter sich haben. In seiner Beschreibung des Scheiterns einer Gruppe für Körperarbeit zeigt sich, dass Sorgearbeit Grenzen hat, die mit Überlastung im Ehrenamt zu tun haben. Leo schafft mit seiner Körperarbeit einen selbstorganisierten Rahmen, um einen weniger normierenden Umgang mit dem eigenen Körper zu lernen; offen bleibt für mich die Frage, was sein Angebot von der Selbsthilfe unterscheidet. Ist es vielleicht im Sinne eines trans/queeren Selbstunternehmer_innentums »notwendig«, Abgrenzungen vorzunehmen und neue Namen zu finden, die für Professionalisierung stehen – auch wenn sich die Inhalte und Angebote kaum von jenen der Selbsthilfe unterscheiden mögen?

Ich möchte auf eine weitere Ambivalenz hinweisen: reden versus fühlen. Leo betont mehrfach, dass er weniger reden und mehr fühlen möchte. Zugleich zeigt er sich begeistert über die Möglichkeit, in einem Interview zu sprechen, und wünscht sich Gespräche in kleinen Gruppen über tabuisierte Care-Themen. Ich leite daraus ab, dass sich das Spüren/Fühlen und das Verbalisieren von Fürsorge-Erfahrungen produktiv ergänzen und dass Ersteres Leo dazu anregte, auch wieder über Care zu sprechen. Dieses Verhältnis lässt sich vielleicht als Kreislauf denken, der Spüren und Reflektieren verbindet. Leo löste sich aus einer theorielastigen queeren Szene, kam über die Körperarbeit ins Spüren – und hat nun offenbar wieder den Wunsch, zu reflektieren.

4.4 »Wir werden stärker, wenn wir uns umeinander kümmern.« Selbstbestimmte Trans-Fürsorge

In einer westdeutschen Großstadt interviewe ich Rahel. Sie arbeitet als Sozialarbeiterin in einer trans Beratungsstelle und hat eine Empowerment-Gruppe aufgebaut. Sie lädt mich ein, das Interview bei ihr zuhause in ihrer Wohngemeinschaft zu führen. In ihrem gemütlichen, lichtdurchfluteten Zimmer fallen mir gleich viele Bücher aus der Geschlechterforschung ins Auge, viele Titel beschäftigen sich mit den Themen Selbstsorge und Kommunikation. Wir machen es uns mit Kaffee auf dem Sofa gemütlich. Zum trans Aktivismus kam Rahel wie viele meiner Interviewpartner_innen, da sie selbst Austausch suchte und es in ihrer Region wenig Anlaufpunkte gab. Auf einem bundesweiten trans Treffen lernte sie trans Personen

aus ihrer Region kennen; mit ihnen gründete sie einige Zeit später eine Empowerment-Gruppe. In den kommenden Jahren stieg sie tief ins Thema ein: Sie durchlief eigene Transitionsprozesse, nahm an einem Ausbildungsgang zur trans Beraterin teil und lohnarbeitet seit einigen Monaten in diesem Bereich.

Für Rahel sind sowohl die Teilnahme an der wöchentlichen Empowerment-Gruppe als auch Selbstsorge, die sie allein betreibt, wichtig: »Damit ich mein Leben hinkriege. Ich mache viel Kleinkram, weil Zugang zu Therapie schwierig ist. Viele Therapeut_innen haben Trans wenig auf dem Schirm und sind verletzend, nicht aus böser Absicht, sondern aus Nichtwissen. Sie versuchen, medizinische Modelle von Transsexualität auf mich zu übertragen. Darum muss ich viel Kleinkram machen: Meditation, Sachen aufschreiben, die gut gelaufen sind, auf mich achten.« Sie sei mit vielen anderen trans Personen befreundet, sie kümmern sich umeinander. Ich frage Rahel nach den Themen in ihrer Gruppe. Beim letzten Treffen, erzählt sie, hätten sie Fragen für Therapeut_innen ausgearbeitet, um bei der Suche nach einem Therapieplatz herauszufinden, welche transfreundlich sind: »Ist Transsein eine Krankheit? Sind Leute, die bi sind, verwirrt oder unentschlossen? Was halten Sie von Diagnosen?« – Damit man die abchecken kann, bevor man sich verletzlich macht.« Ein anderes Mal sei ein geplantes Coming-out durchgesprochen worden.

Eine Herausforderung in der trans Empowerment-Gruppe ist laut Rahel die Unterschiedlichkeit der Perspektiven: »Nur weil man die Erfahrung macht, falsch zugeordnet worden zu sein bei der Geburt, muss das nicht zu ähnlichen Strategien oder Perspektiven auf die Welt führen.« Zudem könnten die diversen Erfahrungen mit Geschlecht zu Verletzungen führen: »Manche Leute freuen sich, wenn mehr Haare wachsen. Andere wollen möglichst wenig Behaarung haben.« Die Unterschiedlichkeit sei auch sprachlich eine Herausforderung: »Wie verqueert man Vorstellungen von Sexualität oder Körpern? Sagt man, dass bestimmte Genitalienformen männlich, weiblich oder nicht-binär sind? Oder sagt man, sie sind immer männlich oder weiblich?« Auch unterschiedliche politische Perspektiven begegneten sich: von »Leuten, die nicht in der Normalität ankommen, sondern der Gesellschaft widerständig gegenüberstehen wollen, und anderen, die sich wünschen, ganz normal zu sein.« Rahel nimmt auch einen Kampf um Zeit wahr: Welche Themen werden bei den Treffen zuerst besprochen?

Diskutiert werde auch, ob nicht-binär zu trans dazu zähle: »Wer ist trans, wer ist nicht trans? Wer ist richtig trans, wer ist falsch trans?« Gleichzeitig

würden nicht-binäre Personen als »die voll Coolen« dargestellt, während die »binäre trans Frau«, die unsichtbar sein will, als »bürgerlich und angepasst« und entsprechend uncool gelte. Manchmal werde nicht-binär mit Theoriesträngen der Geschlechterforschung in Verbindung gebracht und kritisiert nach dem Motto, »dass nicht-binär eine politische Haltung sei, weil man Butler gelesen habe und dann entscheide, nicht-binär zu werden«.

Diese Kämpfe und Zuschreibungen erschwerten das Entstehen von Nähe in trans Räumen, so Rahel. Sie fänden auch deshalb statt, weil es in trans Communitys wenig Ressourcen – Geld, Raum, Zeit – gebe: »Binäre, sich als transsexuell verstehende Personen haben Angst, Ressourcen weggenommen zu kriegen von nicht-binären Leuten.« Rahel fügt hinzu, dass viele Menschen durch »Diskriminierungserfahrungen ziemlich fertig sind. Das sind nicht die besten Voraussetzungen, um gut politisch diskutieren zu können«. Daher sei es herausfordernd, Räume empowernd zu gestalten, also nicht nach dem Motto »Alles ist scheiße, die Welt ist böse, wir leiden und es gibt keine Aussicht auf Besserung«, sondern Strategien zu erarbeiten und »dafür zu sorgen, dass wir besser mit den Sachen klarkommen und angenehmer überleben können«.

Für Care unter trans Personen ist für Rahel zentral, die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen anzuerkennen. Hinderlich sei die »Kultur« in trans Räumen, »schnell Ratschläge zu geben, anstatt zuzuhören und sich zurückzunehmen«. Ihrer Ansicht nach gilt es, die eigene Ohnmacht auszuhalten und die Begrenztheit der eigenen Perspektive wahrzunehmen. In ihrer Empowerment-Gruppe hätten sie sich darauf geeinigt, auf den Satz »Das kennt ihr ja auch alle« zu verzichten, denn oft handele es sich um Aspekte, »die nur bestimmte trans Gruppen erfahren«. Manchmal teilten sie sich in Untergruppen auf, »um Vielfalt zu reduzieren«. Sie übten gemeinsam, mehr zuzuhören und weniger Tipps zu geben. Dies führt laut Rahel zu einer besseren »Sich-umeinander-kümmern-Qualität«.

Rahel kämpft auch gegen verinnerlichte Trans- und Nicht-binär-Feindlichkeit, »die es schwer macht, sich selbst und andere binäre und nicht-binäre trans Leute zu lieben und Zuneigung zu entwickeln«. Sie erinnert sich an ihren ersten Besuch bei einem trans Stammtisch: »Ich habe mich komisch gefühlt: Jetzt gehöre ich zu den Freaks.« Diese Reaktion führt sie auf Normen zurück, die dazu aufforderten, als trans Person unsichtbar sein zu wollen: »Sich nah zu sein, Care auszuüben und Verbindungen aufzubauen«, sei schwierig, »wenn trans das ist, was man verstecken will«. Rahel erklärt: »Wir werden stärker, wenn wir uns umeinander kümmern.« Sie nimmt wahr,

dass viele trans Personen in Netzwerke eingebunden sind. Wenn sie selbst Unterstützung braucht, schreibt sie Freund_innen an, in dem Wissen, dass mindestens eine Person Zeit haben wird.

Für Rahel bedeutet trans Empowerment, die eigene Handlungsfähigkeit anzuerkennen und zu erweitern. Weitere Punkte seien: »das gesellschaftliche Wissen über einen infrage zu stellen; aus der Individualisierung rauszukommen; Erfahrungen zu politisieren; zu merken, anderen geht es auch so; Strategien zu finden, um sich Räume zu schaffen, in denen man mehr so sein kann, wie mensch ist, in denen man heilen kann, sich stärken kann, sich austauschen kann und sich nicht immer so allein und isoliert fühlt.« Zudem gehe es darum, »das eigene Überleben zu sichern, Grundbedürfnisse erfüllen zu können oder zu lernen, sich zu wehren, und das in geschützten Räumen auszuprobieren«. Konkret würden in der Empowerment-Gruppe zum Beispiel Strategien besprochen, auf die Frage »Bist du ein Mann oder eine Frau?« zu reagieren. Zudem entwickelten sie eigene theoretische Konzepte, um nicht-binäre Erfahrungsweisen zu stärken und die eigene Identität und den eigenen Körper besser umschreiben zu können, beispielsweise sprächen sie über die »Unterschiedlichkeit zwischen Feminität und Weiblichkeit, zwischen Maskulinität und Männlichkeit«. Für Rahel ist Wissensproduktion ein Teil von Care; auch die Hochschule sei ein Ort, »um das Wissen über einen – Pathologisierung zum Beispiel – infrage stellen zu können«. Dort könne man sich und die Gesellschaft anders denken.

In Rahels Beratungspraxis geht es oft um Fragen des Coming-out. Personen wollen herausfinden: »Wer bin ich eigentlich, was ist mein Weg, wo will ich hin? Wie kann ich an Hormone kommen? Wie kann ich es in diesem pathologisierenden Gesundheitssystem möglichst einfach hinkriegen?« Für viele seien Hormone eine Form von Care: Der Körper verändere sich dadurch auf eine Weise, dass sie ihn besser annehmen könnten. Rahel bespricht mit den Ratsuchenden Coming-outs gegenüber Angehörigen »oder Leuten, die man mag und nicht verlieren will. [...]: Wie kann man die eigene Erfahrung versprochen und der Person mitteilen, um wieder Nähe oder Kontakt zu haben?«. Ihre Aufgabe als Beraterin sieht Rahel darin, »Fragen zu stellen, um Erkenntnisprozesse in Gang zu bringen«. Zudem teilt sie rechtlich-medizinisches Wissen und weist auf Lücken im System hin, um »zu ermöglichen, einfacher an die Sachen zu kommen«.

Herausfordernd sei für Rahel, sich kontinuierlich daran zu erinnern, dass sie nicht wissen könne, was das Richtige für ihr Gegenüber sei, und dass der eigene Weg nicht zwingend dem entspreche, was die betreffende

Person brauche. Gleichzeitig sei die eigene Betroffenheit eine Ressource, um Care geben zu können. Durch die Beratungsausbildung habe sie gemerkt, »dass Care in der trans/queer/nicht-binären Szene heißt, zu erzählen und zuzuhören, Übersetzungsarbeit zu leisten und die Akzeptanz von unterschiedlichen Strategien und Perspektiven«. Kompliziert sei, eine Finanzierung für Selbsthilfearbeit zu finden, etwa für ein nicht-binäres Camp oder eine bundesweite Vernetzung. Laut Rahel liegt dies daran, dass es »wenige Stiftungen gibt, die sagen, wir unterstützen trans und nicht-binäre Projekte. Man muss betteln bei schwul dominierten Stiftungen oder bei FrauenLesben-Strukturen, die oft nicht transinklusiv sind«.

Virtuelle Räume waren für Rahel zeitweise wichtige Care-Orte. Über Twitter könne man sich ein Netzwerk aufbauen, erklärt sie mir: »Da gibt es Leute, die vernetzt sind«, auch lerne sie darüber »manchmal Leute im Real Life kennen«. Sie teilten Erfahrungen, gäben sich Tipps und beantworteten Fragen, zum Beispiel zu Östrogen. Rahel resümiert: »Zwischendurch war Twitter wichtig, aber ich habe gemerkt, dass mir das nicht nur guttut: weil da viel ›negative‹ Sachen geschrieben werden. Das hat bei mir Ängste verstärkt und das Gefühl ›Alles ist schlecht‹ und ›Alle sind uns böse gesinnt‹. Da habe ich gemerkt, dass ich Abstand zu dieser trans Twitter-Community brauche.«

Für die eigene Zukunft wünscht sich Rahel einen trans/queeren Wohnzusammenhang, in dem man sich umeinander kümmert und einen liebevollen Umgang pflegt. Ihre berufliche Perspektive ist und bleibt die betroffenenkontrollierte Soziale Arbeit im Bereich Trans, wo sie bereits heute arbeitet. Während des Interviews wird deutlich, in wie viele solidarische Sorgebeziehungen Rahel eingebunden ist. Kurz vor Beginn des Interviews telefonierte sie mit einer befreundeten Aktivistin, deren Eltern gerade zu Besuch waren, die ihren neuen Namen nicht akzeptieren. Im Verlauf des Interviews geht sie ans Telefon, um einen Freund zu unterstützen, der eine transfeindliche Situation erlebt hat. Nach dem Interview ist Rahel mit einer Person für ein Treffen verabredet, bei dem sie sich gegenseitig unterstützen werden. Wir verabschieden uns herzlich, und ich bin mir sicher, Rahel bald bei einem aktivistischen Treffen wiederzusehen.²³

Im Interview zeigt sich, dass Selbstsorge und Trans-Fürsorge zentrale und zeitaufwendige Themen für Rahel sind. Dasselbe gilt für die Interviewsitua-

23 Das Interview führte ich im Juni 2017.

tion als solche: Rahel unterbricht ihr Sprechen über Care, um eine Freundin am Telefon konkret zu unterstützen. Sie spricht Fürsorge eine lebensnotwendige Bedeutung zu und ist bereit, jederzeit für andere ansprechbar zu sein.

In ihrem Alltag sind Selbsthilfe und Fürsorge eng getaktet, ihre Empowerment-Gruppe trifft sich wöchentlich. Zusätzlich ist sie in ein Netz von trans Freund_innenschaften mit Fürsorgecharakter eingebunden und lohnarbeitet als trans Beraterin. Mich überraschte zunächst, dass Rahel Selbstsorgetätigkeiten wie Meditieren und Tagebuchschreiben als Kleinkram abwertet und sie damit als eher belanglos oder geringfügig darstellt. Sie betont aber auch, dass diese Praktiken notwendig seien, um durchhalten zu können. Ich interpretiere dies so, dass Rahel ihre persönlichen Fürsorgepraktiken als – notwendige – Kleinigkeiten *im Kontrast* zu der allumfassenden gegenseitigen Fürsorge, die Rahel und andere Aktivist_innen füreinander übernehmen, versteht: Individuelle Selbstsorgepraktiken erscheinen im Vergleich kleinteilig.

Rahel spricht im Interview sowohl als Expertin als auch als Betroffene, sie hat die Position der Sorgenden und der Umsorgten inne. Als Sozialarbeiterin sowie ausgebildete und angestellte trans Beraterin und ehrenamtliche Aktivistin diskutiert sie Sorgearbeit aus dieser ambivalenten Verortung der bezahlten Peer-Beratung *und* ehrenamtlichen trans Aktivistin. Die Grenze zwischen Selbstsorge und Fürsorge und zwischen bezahlter und unbezahlter trans Sorgearbeit ist auch bei ihr uneindeutig.

Rahel führt ihren, wie sie sagt, erhöhten Bedarf an Selbstsorge auf die fehlende Zugänglichkeit therapeutischer Angebote zurück. In ihrer Erzählung sind Selbstsorge und Fürsorge eng miteinander verbunden: Sie baute eine trans Empowerment-Gruppe auf, da sie selbst Austausch brauchte, kollektive Ermächtigung ist für sie eine Praktik der Selbstsorge. Mit ihrer aktivistischen ehrenamtlichen und ihrer bezahlten Sorgearbeit lässt sich ihre Rolle als die einer Vermittlerin zwischen institutionellen therapeutischen Angeboten und sich im Aufbau befindenden alternativen Strukturen verstehen. So bereitet ihre Empowerment-Gruppe Therapiesitzungen vor und nach, und die Beteiligten stärken sich gemeinsam für den medizinisch-therapeutischen Versorgungskontext; sie selbst eignet sich wiederum therapeutische Mittel an, um diese in einem selbstbestimmten Für_Sorge-Rahmen weiterzugeben.

Ein wichtiger Bestandteil von Für_Sorge ist für Rahel die Arbeit an der eigenen Haltung und die Transformation verinnerlichter Transfeindlichkeit. Die Auseinandersetzung damit sei eine Voraussetzung dafür gewesen, überhaupt Nähe zu sich selbst und anderen trans Personen zuzulassen.

Trans-Fürsorge kann laut Rahel in vielen Räumen gelebt werden: in Freund_innenschaften, Selbsthilfegruppen, Wohngemeinschaften, in der Beziehung zu sich selbst, durch Hormoneinnahmen im eigenen Körper, in der Universität, wo alternatives Wissen zu Geschlecht kollektiv hergestellt werden kann, sowie in therapeutischen Kontexten. Virtuelle Care-Räume nutzt Rahel aktuell kaum noch für sich, da sie diese unter dem Strich als nicht selbstermächtigend empfand. Sie berichtet aber auch, dass sie früher durchaus wichtig für sie waren, um ein Netzwerk aufzubauen; Online- und Offlinekontakte verbanden sich dabei. Deutlich wird in dem Interview mit Rahel die ambivalente Gleichzeitigkeit mehrerer verwobener Räume, die es braucht, um Fürsorge und Selbstsorge sicherzustellen. Zudem zeigt sich, dass in ihrer konkreten Trans-Care-Praxis die Binaritäten Umsorgte versus Sorgende, Ehrenamt versus Lohnarbeit, Therapie versus Selbsthilfe, binär versus nicht-binär miteinander verwoben sind.

Gute Trans-Fürsorge erkennt laut Rahel die Vielfalt der trans Erfahrungen an und nimmt Selbstbestimmung ernst, indem dem Erlebten Raum gegeben wird. Rahel schafft Räume, in denen Prozesse geschlechtlicher Veränderung kollektiv begleitet werden. Hierbei versucht sie, Konflikte innerhalb trans Communitys, insbesondere zwischen binären und nicht-binären Personen, zu bearbeiten, indem sie Verbindungen und Nähe schafft. Sie baut Fürsorge-Räume auf, deren Zugang keine Politisierung oder Theoretisierung geschlechtlicher Vielfalt voraussetzt. Neben dem Anerkennen von Vielfalt zeichnet sich »gute Trans-Care« für Rahel dadurch aus, dass gemeinsam an der kollektiven Kommunikation gearbeitet wird, konkret, indem verlernt wird, ungefragt Ratschläge zu geben. Ich interpretiere Selbstbestimmung als einen zentralen Aspekt der Trans-Fürsorge, die Rahel leistet: Für sie muss Fürsorge immer mit Selbstbestimmung einhergehen. Aus dieser Warte mag es zwar hilfreich sein, auf Nachfrage Wissen weiterzugeben – wovor Rahel aber warnt, ist die Gewohnheit, andere auf den eigenen Weg zu zwingen. Sie betont die Bedeutung des Zuhörens als eine Form, einer Person Aufmerksamkeit und Gehör zu schenken, sie aber eigene Antworten finden zu lassen.

Die Soziologin Annemarie Mol stellt in ihrer ethnographischen Studie »Logics of Choice« zu Diabetestherapien in einer niederländischen Klinik die »logic of choice« der »logic of care« gegenüber (Mol 2008). Mol argumentiert, dass die Logik der Wahl (»logic of choice«) Menschen die Bürde der Selbstverantwortlichkeit auferlege, selbst in schwierigen Situationen. Mol plädiert hin-

gegen für eine kollektivierende Logik der Sorge (»logic of care«). Dazu führt sie aus:

»Care is a process: it does not have clear boundaries. It is open-ended. This is not a matter of size; it does not mean that a care process is larger, more encompassing, than the devices and activities that are a part of it. Instead, it is a matter of time. For care is not a (small or large) product that changes hands, but a matter of various hands working together (over time) towards a result. Care is not a transaction in which something is exchanged (a product against a price); but an interaction in which the action goes back and forth (in an ongoing process).« (Ebd.: 18)

Im Feld Trans-Für_Sorge jedoch, so zeigt unter anderem das Interview mit Rahel, ist eine Logik der Sorge ohne eine Logik der Selbstbestimmung undenkbar. Dass die beiden Logiken so eng miteinander verwoben sind, liegt darin begründet, dass der Zugang zu staatlicher »Trans-Care« erfordert, sich in ein fremdbestimmtes System zu begeben. »Gute Trans-Care« (Rahel), wie sie von Aktivist_innen wie Rahel verstanden und angeboten wird, setzt Selbstbestimmung an die erste Stelle, nicht nur beim Zugang, sondern auch bei der Frage, wie gegenseitige Fürsorge organisiert wird. Dass alle über ihren jeweils eigenen Weg selbst bestimmen, während die Unterstützenden in einer zuhörenden und Fragen stellenden Position verbleiben, ist ein zentraler Grundsatz. Auch das Teilen von Wissen lässt sich als eine Form von Fürsorge verstehen, in der die Logik der Sorge und die Logik der Selbstbestimmung/Wahl eng miteinander verbunden sind, denn erst durch den Zugang zu oft schwer zugänglichen Informationen kann eine Wahl getroffen werden.

4.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich nachgezeichnet, wie meine Interviewpartner_innen Praktiken der Fürsorge und Selbstsorge, Positionen des Sorgens und Umsorgt-Werdens sowie bezahlte und unbezahlte Sorgearbeit miteinander verweben; im Feld trans und queerer Sorgearbeit vermengen sich diese Praxen, Rollen und Bereiche. Trans/queere Fürsorge findet an verschiedenen Orten statt, sei es im queeren Butch-Friseursalon, in der Stimm-, der Körperarbeits- oder der Empowerment-Gruppe. Bei mehreren interviewten Sorgearbeiter_innen deutet sich an, dass zu Beginn ihrer Fürsorgetätigkeit ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen bestand: Indem

sie Fürsorge boten, konnten sie eigene Krisen verarbeiten, Anerkennung erfahren und neue Freund_innenschaften schließen. Auch Rahel, die als Einzige im Bereich Trans-Care angestellt (und nicht freiberuflich tätig) ist, spricht aus der Position der lohnarbeitenden trans Beraterin *und* als Betroffene; sie durchkreuzt in ihrer Erzählung die Unterscheidung zwischen Sorgegebenden und Sorgenehmenden. Leo nutzt den Begriff »trans Profis«, um akademische trans Personen zu beschreiben, die im Bereich Care oder Wissenschaft lohnarbeiten und zugleich Erfahrungsexpert_innen sind.

Wie hängen Fürsorge und Prekarität im Feld urbaner queerer/trans Care zusammen? Mit Ausnahme der Sozialarbeiterin Rahel können sich die Sorgearbeiter_innen, die in diesem Kapitel vorkommen, nicht über ihre Sorgearbeit finanzieren; zum Zeitpunkt des Interviews waren sie auf ALG II angewiesen. Etwaige Spenden, für die Stimmgruppe oder einen neuen Haarschnitt, fielen gering aus. Manche Interviewte sprechen von Selbstausbeutung. Alle vier streb(t)en eine Professionalisierung ihrer Sorgearbeit an, das heißt eine Bezahlung. Dafür entwickelten sie unterschiedliche Strategien: sei es, die Community anzuregen, faire Spenden zu geben, sei es, formale Bildungsabschlüsse nachzuholen, um im Kontext staatlicher Gesundheitsversorgung für Sorgearbeit bezahlt zu werden. Angesichts der marginalisierten Position von trans Community-Care, was staatliche Absicherung und Finanzierung angeht, würde ich diese (angestrebten) Professionalisierungen als prekäre bezeichnen; der Ausdruck »prekäre Professionalisierung« erlaubt, die ambivalente Gleichzeitigkeit ökonomischer Unsicherheit und zunehmender Anerkennung zu beschreiben, die typisch ist für trans Expert_innen. Die Grenze zwischen bezahlter und unbezahlter trans Für_Sorgearbeit ist brüchig. So verrichten Hank und Mathilda ihre Sorgearbeit zwar ehrenamtlich, die Spendendose spielt jedoch eine wichtige Rolle für das eigene Überleben. Hank strebt an, sich zukünftig vollständig über ihre Tätigkeiten im queeren Friseur-salon zu finanzieren. Mathilda versucht, mithilfe einer Ausbildung als Logopädin für eine finanzielle Anerkennung ihrer Arbeit zu sorgen. Rahel wird zwar als trans Beraterin bezahlt, leistet aber einen Großteil ihrer Sorgearbeit ehrenamtlich. Alle Gespräche/Interviews zeigen: Trans/queeren Sorgearbeiter_innen fällt es schwer, in den Interviews, aber auch in den Sorgearbeitskontexten, über die eigene Bezahlung zu sprechen; erkennbar wird die Norm, Sorgearbeit auf Spendenbasis oder ehrenamtlich anzubieten und die eigene Prekarität unsichtbar zu machen.

Wie wird queere/trans Sorgearbeit geleistet? Während nach außen das Kollektive betont wird, fand ich in den Erzählungen von Hank, Mathilda und

Leo Einzelkämpfer_innen vor. Die Form, in der meine Forschungspartner_innen Care leisten, lässt sich als queeres Selbstunternehmer_innentum oder queeres Entrepreneurship fassen. Wie sie eine Krise kreativ überwinden und dass sie ihr daraus resultierendes Wissen nun an andere Menschen weitergeben – diese Erzählungen lassen sich als typische Entrepreneurship-Geschichten interpretieren. Wenn die Community ins Zentrum gerückt wird, geschieht dies vor allem im Kontext der Nachfrage und damit zur Legitimierung ihrer eigenen Arbeit. Kollektiv gestaltet werden die Sorge-Räume, um die es geht, jedoch weniger; stattdessen ist viel von Expert_innen die Rede, die weiter seien in ihrem Prozess und deshalb ihr Wissen weitergeben könnten.

Auffällig ist das hohe kulturelle Kapital, das die trans/queeren Selbstunternehmer_innen mitbringen. So sind Hank und Leo Wissenschaftsaussteiger_innen, die ihre alten Netzwerke im Bereich der Kunst bzw. Wissenschaft nutzen können. Einige verfügen zudem über die finanziellen Möglichkeiten, Ausbildungen (konkret: im Bereich Körperarbeit oder Logopädie) zu bezahlen.²⁴ Rahel hat als ausgebildete Sozialarbeiter_in den notwendigen Abschluss, um sich auf eine der wenigen bezahlten Stellen in der community-basierten Arbeit zu bewerben. In den Erzählungen meiner Forschungspartner_innen scheint die Hoffnung auf, alle trans und queeren Personen könnten prinzipiell ihr Wissen weitergeben und dadurch (langfristig) eine ökonomische Anerkennung erzielen. Ich argumentiere allerdings, dass viele Barrieren bestehen: Für wen kann und wird es tatsächlich möglich sein, sich über trans/queere Sorgearbeit zu finanzieren? Dass dies für trans Personen, die im ländlichen Raum leben, die keinen Anschluss an trans Räume und/oder keine akademischen Abschlüsse haben, kaum möglich sein wird, habe ich im vorherigen Kapitel aufgezeigt. Zu bedenken geben möchte ich auch, dass die in diesem Kapitel skizzierten trans/queeren Ökonomien auch deshalb bestehen, weil Menschen auf dem sonstigen Arbeitsmarkt auf Barrieren stoßen. Queere und trans Selbstunternehmer_innen versuchen ihr Überleben zu sichern, indem sie Überlebensstrategien ökonomisieren.

Im Modus des trans/queeren Entrepreneurs trans_formieren meine Forschungspartner_innen Praktiken und Beziehungen der Für_Sorge. Ihre Praktiken und Beziehungen unterscheiden sich von den dominanten Verständnissen von Care, unter anderem da bei ihnen die Grenze zwischen Sorgen-

24 Mit viel Glück und Aufwand ist dies auch über einen Bildungsgutschein des Jobcenters möglich.

den und Umsorgten brüchig wird: Sorge für sich selbst ist mit Fürsorge für andere verbunden.

In wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ist Fürsorge binär vergeschlechtlicht. In Studien zu transitionsbezogener Sorgearbeit wird Care als feminisiert beschrieben; bevorzugt werden cis-weibliche Partnerinnen von trans Männern interviewt (u.a. Pfeffer 2009, 2010, 2017; Ward 2010). Andere Care-Beziehungskonstellationen, die die These, Sorgearbeit sei feminisiert, queeren könnten, werden wenig in den Blick genommen. Meine Forschung verkompliziert diese These: Im Kontext queerer und Trans-Fürsorge hängt die Frage, wer Sorgearbeit leistet, vor allem davon ab, wer sich welches Geschlechterwissen angeeignet hat und weitergeben kann. Darunter finden sich auch Butch-, nicht-binäre und trans männliche Sorgearbeiter_innen. Diese sind bisweilen von einer Dreifach-Belastung betroffen: wenn zur Sorgearbeit in queeren/trans Kontexten häusliche oder familiäre Fürsorge-Anforderungen an sie herangetragen werden, während sie zeitgleich als trans Personen selbst einen erhöhten Bedarf an Selbstsorge und Fürsorge haben.

Akteur_innen, die Sorgearbeit jenseits von Zweigeschlechtlichkeit leisten, lernen gemeinsam einen selbstverantwortlichen Umgang mit emotionalen Ressourcen, zum Beispiel, die Energiereserven zu schonen. Dabei können Geldspenden eine ebenso wichtige Ressource sein wie der selbstfürsorgliche Umgang mit emotionaler Erschöpfung.

